

Eine eifrige Ordenskandidatin im hohen Norden.

in die Hand des Negus, der sie, nachdem sie die christliche Religion angenommen hatte, unterm Anführer Arias Diz, zum Weibe gab. Zugleich belehnte er ihn mit einigen Provinzen des großen, neueroberten Reiches Adel.

Durch dieses Vorgehen gewann er den Arias Diz, der, wie gesagt, ein Halbweizer war und schon zuvor sonst mit den Abessiniern sympathisiert hatte, ganz und gänzlich für sich. So, es kam jenseit, daß Arias Diz seinen katholischen Glauben abhängig und sich von den Irrglaubigen neuerdings taufen ließ, wobei er den Namen Markus erhielt. Von all dem erfuhr ich jedoch lange Zeit nichts, denn ich hatte, dem Wunsche des Negus folgend, die letzten Kriegszüge nicht mitgemacht, sondern war bei der Königin-Mutter zurückgeblieben.

Nach der siegreichen Rückkehr des Negus hoffte ich, er werde aus Dank gegen Gott und aus Erfenntlichkeit gegen die Portugiesen, die ihm zu all seinen Siegen verholfen, sein öffentlich vor dem ganzen Volke gegebenes Versprechen halten, das heißt den katholischen Glauben annehmen und die Spendung der hl. Sakramente und der anderen gottesdienstlichen Handlungen allmählich den Vorschriften der römischen Kirche gemäß anordnen. Doch das gerade Gegenteil von all dem geschah. Der Negus, stolz auf seine Siege, begann mich offen zu ignorieren; und Arias Diz, der Anführer der portugiesischen Hilfsstruppen, befandte jeden Tag deutlicher, daß er sich nicht als einen Offizier des Königs von Portugal, sondern des Kaisers von Abessinien ansiehe.

Als ich eines Tages den Negus besuchen wollte und eben vor dem königlichen Zelte vom Pferde gestiegen war, hörte ich, wie im Innern der Negus folgende Worte an Arias Diz richtete: „Markus, mein getreuer Feldherr, höre, es ist mein Wunsch, daß Ihr fortan in meinem Reiche nicht mehr die Fahne des Königs von Portugal führet, stellt sie also bei Seite und nehmet dafür meine Fahne, die obessinische!“ — Als Arias Diz doch etwas zögerte, diejenen unerhörten Befehl auszuführen, befahl der Negus einem seiner Diener, die portugiesische Fahne fortzuschaffen. In diesem Augenblicke aber trat Sogo de Brito, ein portugiesischer Edelmann vor, ergriff die Fahne und versetzte dem Diener, der sie festhalten wollte, mit seinem Schwerte einen Hieb über den Kopf.

Unter solchen Umständen verging mir die Lust, das Recht des Negus zu betreten. Ich lehrte enttäuscht in meine Wohnung zurück und die Mehrzahl der portugiesischen Soldaten folgte mir. Nach einer Weile kam auch Arias Diz zu uns. „Mein Herr“, begann er, „ich begreife nicht, welchen Vorteil es uns bringen soll, dem Negus gegenüber eine so hochsichrende Sprache zu führen und ihn fortwährend zu reizen. Wir sind von unserer Heimat weit entfernt, er aber ist ein großer und mächtiger Herrscher, und wir sind ganz in seiner Hand.“

Das reizte nun die portugiesischen Edelleute, die den Arias Diz an sich als einen Mohnreisbastarden verachteten, ungemein. Sie sagten ihm offen ins Gesicht, er sei ein Schurke, der an seinem Könige und der Krone von Portugal Verrat übe; einen solchen Menschen könnten und wollten sie fortan nicht mehr als ihren Führer und Feldherrn anerkennen.

Seine Entgegnung posa nur Del ins Feuer, denn er bekannte nun offen, er sei kein Offizier des Königs von Portugal, sondern ein Diener und Feldherr des Kaisers von Abessinien, des Negus. Den Namen eines Verräters weise er zurück; es sei nicht Verrat, sondern einfache Pflicht der Dankbarkeit, wenn er sich ohne Vorbehalt

an einen Fürsten anschließe, der ihm so viele und große Wohltaten erwiesen und ihm sogar die Witwe des in der Schlacht gefallenen Königs von Adel gegeben habe.

Zum Schluß ergriff ich selbst das Wort und sagte: „Arias Diz, ich habe von Euch bedeutsame Sachen erfahren; das Schlimmste davon aber ist dieses: Ihr habt den heiligen katholischen Glauben, dem Ihr in der hl. Taufe Treue geschworen, verlängnet. Ihr habt Euch nach Art der Ketzer von Alexandria ein zweitesmal taufen lassen und heisst nun, wie ich soeben aus dem Munde des Negus persönlich vernommen, nicht mehr Arias, sondern Markus.“

Der Angeredete war keines Wortes fähig. Bläß wie der Tod entfernte er sich. Nur ein paar Portugiesen folgten ihm.

(Fortsetzung folgt.)

Eine eisige Ordenskandidatin im hohen Norden.

„Bischof F. O. Fallize, apostol. Vikar von Norwegen, schreibt in den „Kathol. Missionen“: „Als ich vor zehn Jahren zu Hammerfest, der nördlichsten Stadt und Pfarrei der Welt, jirnte, war unter den Firmingen ein 16jähriges Mädchen, Tochter einer auf weltentfernten Insel des Eismeeres wohnenden brauen, mit vielen Kindern gezeugten Konvertitenfamilie. Sie sah in ihrem schneeweißen Kleidchen aus wie ein Engel, dem nur die Flügel fehlten, um zum Himmel zu entweichen.“

„Hulda ist auch ein Engel an Tugend und Liebreiz“, sagte mir der Priester, „möge Gott sie in dieser verdorbenen Welt schützen!“

Nach dem Gottesdienst trat sie allein zu mir herein, kniete vor mir nieder und erhob ihre strahlenden Augen treuherzig zu mir empor: „Hochwürdigster Herr, ich möchte eine jener Santt Franziskus-Schwestern werden, von denen Sie so schön geschrieben haben! Aber Mutter ist frölich und schwach; sie sagt, sie könne ohne meine Hilfe meine jüngeren Geschwister nicht erziehen. Was soll ich tun?“

„Du sollst Schwestern werden, Hulda,“ antwortete ich; „aber du sollst auch das vierte Gebot Gottes halten. Pflege also deine fräulein Mutter wie eine Barmherzige Schwestern; sei deinem Vater eine liebe, hilfreiche Tochter, sei deinen Geschwistern ein Schuhengel wie eine hindgebende Schwestern und bleibe zugleich dem göttlichen Heilande eine reine Braut. Wenn dann dein Schwesternschen so alt geworden ist, wie du jetzt bist, dann ziehe mit dem Segen deiner Eltern ins Haus des göttlichen Bräutigams.“

„Hochwürdigster Vater, das werde ich tun!“ Geben Sie mir Ihren Segen dazu!“

Die Jahre vergingen. Bei jedem Besuch jagte mir der Priester, daß Hulda immer dieselbe reine, schlichte Hulda sei, die Freude Gottes und der Menschen.

Im letzten Juli weilte ich wieder in Hammerfest. Nach dem feierlichen Firmungsgottesdienste, in dem Hulda den hl. Heiland in ihr Herz empfangen, trat sie wieder zu mir herein. Aus dem zarten Kinde war eine stattliche, blühende Jungfrau geworden, rein und beschönigend wie vor zehn Jahren. Wieder kniete sie vor mir und blickte treuherzig zu mir auf.

„Nun ist Agnethild 16 Jahre alt, und Vater und Mutter wollen meinem Glücke nicht mehr im Wege stehen und haben sich schon die Aussteuer und das Gelb für die Reise vom Munde gespart. Hochwürdigster Va-

ter, wenn in diesen langen Jahren im Sommer die Mitternachtssonne die Fluten des Meeres und unsere Eisberge verklärte, dann glaubte ich ein Bild vom Heime des himmlischen Vaters zu schauen, und ich sehnte mich fast zu Tode. Und wenn im langen Winter die Wogen brausten und die Lawinen polterten und die Gletscher trachten und die Stürme in den Felsen und Klüften heulten, dann hörte ich durch dieses irische Getöse die Stimme des Bräutigams: „Komm! Komm!“ — Kann ich nun nicht gehen, dann werde ich vor Sehnsucht sterben. Wollen Sie mich jetzt als die letzte von Ihren Töchtern annehmen?“

So warm hatte nie ein Mädchen zu mir gesprochen, wie diese schlichte Tochter des eisigen Nordens. Gerührt antwortete ich ihr: „So folge dem Rufe des Herrn! Mein väterlicher Segen begleitet dich. Ich werde dich unverweilt anmelden.“

Die reine Möve des Nordens ist nun nach dem Süden, nach Bergen, geflogen und bereitet sich auf die Hochzeit mit ihrem himmlischen Bräutigam vor. Der Geist Gottes weht, wo er will, im Reiche der Mitternachtssonne, wie unter dem Sonnenbrande des Südens. Und wenn er weht, dann jubelt die Seele des Missionärs und vergibt allen Kummer.“

Rosenkranz-Generäle.

Als Prinz Eugenius von Savoyen, der edle Ritter und Schrecken der Türken, in seinem braunen Rock zuerst bei der Armee in Ungarn erschien und seine große Frömmigkeit bekannt wurde, da meinten die Soldaten spöttisch: „Dieser kleine Kapuziner wird den Türken wenig Haare ausraufen.“ Bald aber zeigte er, was er konnte. Wenn er, die Kapuze seines Soldatenmantels über den Kopf gezogen, abends durch das Lager ging und in sich vertieft den Rosenkranz betete, so wußten die Soldaten schon, was das zu bedeuten hatte und sagten sich einander: „Morgen wird es wieder einen heißen Tag geben, unser kleiner Kapuziner betet den Rosenkranz!“ Das traf in der Regel ein, denn der berühmte Feldmarschall betete immer seinen Rosenkranz am Vorabend der Schlacht, um daraus Erleuchtung, Kraft und Mut zu schöpfen. Und seine Erfolge zeigten, daß der Rosenkranz ihn niemals feige gemacht hatte.

Von Tilly, dem großen katholischen Feldherrn des dreißigjährigen Krieges, dem Sieger in hundert Schlachten, wird berichtet, er habe sich von drei Dingen niemals trennen können und sei mit ihnen vereint durchs Leben gegangen. Diese drei Dinge waren sein Schwert, sein Kreuzifix und sein Rosenkranz. Und in der Tat, in der letzten Schlacht bei Rain in Bayern, wo er tödlich verwundet wurde, hatte er nicht bloß sein Schwert, sondern auch sein Kreuz und seinen Rosenkranz bei sich, wie der Dichter so schön berichtet:

„Und als zu Rain im Waffentanz
Die Kugel kam geflogen,
Da ist mit Kreuz und Rosenkranz
Der Held zu Gott gezogen.“

Zwei Dinge mochte er an keinem Tage unterlassen, den Rosenkranz zu beten, und wenn es ihm möglich war, die heilige Messe zu besuchen. Als Tilly eines Tages an den Grenzen Frankreichs stand mit seinem Heere, wurde der General von Grammont an ihn gesandt, um ihn zu begrüßen. Der Franzose hatte sich unter ihm einen riesenhaften Helden vorgestellt. Wie staunte er aber, als er an der Spitze der Armee ein hageres Männchen auf einem kleinen, weißen Rosse, in kurzem Wams,

ein kleines Hütchen mit großer Feder darauf erblickte, an einem Degengehänge jedoch ein ungeheures Schwert und an seinem Sattel ein kleines Pistol. „Ich glaube“, sprach Tilly zu dem etwas verdutzt dreinschauenden Marschall, „daß Ihnen meine Kleidung seltsam vorkommt. Freilich, nach der französischen Mode ist sie nicht, desto mehr aber nach der meinigen. Mein kleines Pferd wird nicht nach Ihrem Geschmack sein. Doch mögen Sie wissen, ich habe auf ihm schon sieben Schlachten gewonnen, ohne daß es schen geworden wäre. Und erst mein Pistol mag Ihnen gar nicht gefallen. Glücklicherweise hatte ich aber noch nicht nötig, danach zu greifen, außer um den Rosenkranz, der daran hängt, zu beten.“ Da ist es freilich nicht zu wundern, daß dieser Feldherr befahl, ihm in seiner Tierbestunde das Kreuzifix vor die Augen zu halten und ihm die Worte vorzusprechen: „Auf dich, o Herr, habe ich gehofft, und ich werde in Ewigkeit nicht zuschanden werden!“

Auch der Marschall Radetzky war ein Rosenkranz-General. Er hatte bekanntlich den Soldaten erlaubt, in seinem Park zu Mailand spazieren zu gehen. Eines Tages saß der ergrauten Held auf einer Rosenbank, als einige Soldaten auf ihn zuliefen. Er mochte aber nicht haben, daß die Soldaten auf ihn Rücksicht nähmen. Daher stand er auf und ging an einen andern Ort, damit die Soldaten nicht nötig hätten, an ihm vorbeizugehen und ihm die Ehrenbezeugungen zu machen. Plötzlich aber kehrt er zu der Rosenbank zurück und sieht und hört, wie die Soldaten sich einen Rosenkranz zeigen und darüber höhnisch lachen. Darum fragt er: „Heda, was lacht ihr denn?“ — „Si, wir haben einen Rosenkranz da auf der Bank gefunden und möchten gern den kennen lernen, der den Rosenkranz betet!“ Das war dem alten Hauden aber doch zu viel. Daher sagte er: „Also, den Besitzer des Rosenkranzes wollt ihr kennen lernen? Hier damit, — denn ich selbst habe ihn hier liegen lassen.“ Da verging den Soldaten freilich die Lust zum Lachen. Aber es wurde ihnen mit einem Male auch klar, warum ihr greiser Feldmarschall vor jeder Schlacht zum Gebet und Gottvertrauen mahnte.

Auch der gegenwärtige Weltkrieg hat in seinem bisherigen Verlaufe gezeigt, daß die betenden Generäle noch nicht ausgestorben sind und das in einer Zeit, wo Professoren und Hochschullehrer sich erdreisten, von ihren Kathedern aus von dem „Bankerott des Christentums“ zu sprechen. Vice-Admiral Hipper, der Befehlshaber der Aufklärungsstreitkräfte und Mitsieger in der gewaltigen Seeschlacht am Skagerrak, ein geborener Oberbauer, schrieb an seine 81jährige Mutter in München, daß er jeden Tag zur Mutter Gottes bete. Nach einem glücklichen Vorstoß an die Küste von England schrieb er seiner Mutter: Ich habe Gott und der Mutter Gottes auf den Knieen für meine glückliche Rückkehr gedankt!“

Auch der tiefreligiöse Sinn unseres großen Heerführers Generalfeldmarschalls Hindenburg, ist bekannt. Bei einem Kriegsgottesdienst in Beuthen, dem er mit seinem Stabe beiwohnte, trat er am Schlusse des Gottesdienstes mit seinen Offizieren vor den Altar und betete laut um Kraft und Beistand für die vor ihm liegende große Ausgabe (Säuberung Ostpreußens) und erschleife von Gott den Sieg über Deutschlands Feinde. „Man kann es an der Front merken, wenn die Gebete in der Heimat nachlassen!“ So heißt es in einem Briefe an seine Familie.

Wie herrlich ergänzen sich Hipper und Hindenburg, die so freimüthig ihren Gottesglauben bekennen.